

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Kalendergeschichten]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Januar

Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte dahinter. — Morgens Morgenwind, mittags Mittagwind, auf Tage schön Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Rot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wandrier böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau. — Die dunkle Nacht beitreten Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf zwölf zeigt. — Regen in der Frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn feiner Regen will, macht großer Wind er still.



31 Tage.

Neumond den 3. vorm.
7 U. 4 M. Trüber Himmel.
Erstes Viertel den 10. nachm.
10 U. 46 M. Schneefall.
Vollmond den 18. nachm.
9 U. 17 M. Schnee und Regen.
Letztes Viertel den 25. nachm.
9 U. 9 M. Meist windig.

Die alte Uhr.

Von Anna Monek.

„Uhren sind wie Menschenherzen,“ pflegte der alte Uhrmacher Tides Kopf zu sagen. „Man muß sie gleichmäßig behandeln und sehr darauf achten, damit sie richtig gehen. Das kleinste Stäubchen bringt die Uhr in Unordnung, und es giebt viel Arbeit bis sie wieder richtig geht. Viel schlimmer ist's freilich, wenn ein Herz aus dem rechten Geleise kommt, — das hält schwer und gelingt oft gar nicht in Ordnung zu bringen. Wenn's die Menschen nur immer bedenken wollten, dann würden sie ihre Uhren und Herzen mehr inacht nehmen.“

Tides wohnte in einer Seitenstraße der kleinen Stadt. Man konnte ihn täglich in seiner Werkstatt sehen. Er hatte keinen Lehrling, sondern machte alles selbst; neue Uhren und Ausbesserungen, aber immer „nach der guten alten Art“, wie er sagte. Auf neumodische Werke verstand er sich nicht. Er kaufte auch alte Uhren und verkaufte sie wieder, aber nur an solche Menschen, die es ihm wert schienen. „Solch Räderwerk umschließt immer ein Stück Leben,“ sagte er. „Wie manche Uhr, die zu mir gebracht wird, ist aus meines seligen Vaters Händen hervorgegangen; ich sehe ihn sitzen, über seine Arbeit gebeugt, die immer fein und gut wurde; denn er that alles mit dem ganzen Herzen und lehrte mich dabei, wie man es machen muß. Dann dachte er sich's aus, wie nun das Gehäuse für den Menschen passe, der die Uhr haben sollte, — er kannte ja seine Leute alle. Es mußte immer ein Gedanke dabei sein. Dann hab' ich gesehen, was die Zeit den Menschen brachte, die Zeit, welche die Uhr jahraus jahrein abmißt, und mit ihrem leisen Ticken und hellen Stundenschlag verkündet. Der Pendel lehrt sie immerfort bedenken, daß die Stunde, die Stunde, in der sie leben, nie wiederkehrt. Aber sie verstehen es meist nicht und denken erst daran, wenn die Uhr ihnen die letzte Stunde schlägt.“

Die Hinterthür von Tides Werkstatt stand meist offen nach dem kleinen Garten des Kaufmanns Braun, der sich indes wenig um dies

Eigentum kümmerte; so konnten die Nachbarn den Garten ungestört mitgenießen. Es war ein stilles Fleckchen Erde. Alte Linden rauschten um das verwitterte Gartenhaus mit den bemosten Steinfiguren. Im Frühling und Sommer zeigten die Büsche ein duftendes Blütenmeer; Kletter, Schneeball und Hollunder wogten bunt durcheinander; immer dichter verwob der Zelängerjelleber seine Ranken mit den roten Rosen, deren Blätter auf die grasbewachsenen Wege fielen. Hier spielte zur Sommerszeit Heinrich Braun, der Kaufmannssohn, mit dem Nachbarsstöchterlein, der blonden Elisabeth. Sie war ein wildes, verzogenes Kind, das seine Mutter früh verloren hatte. Die Kinder hingen sehr aneinander. — Heinrichs Großmutter, die alte Frau Rätin, welche oft im Garten saß, schüttelte manches Mal den Kopf über Elisabeths zerfahrenes Wesen. Sie strich ihr oft die Locken von der glühenden Stirn und sagte: „Sei nicht allzu wild, Elisabeth, das schickt sich nicht für ein Mädchen. Du mußt auch manchmal dem Heinrich im Spiel nachgeben; sieh, wir Frauen müssen das im Leben früh lernen.“

Wenn die Rätin an Tides Werkstatt vorüberging, nickte sie dem Alten freundlich zu und sprach ein paar Worte mit ihm. Sie hatten sich jung gekannt, und der Rätin goldene Taschenuhr war Tides erstes Meisterstück gewesen. Der selige Rat hatte sie seiner Braut am Hochzeitmorgen mit langer goldener Kette geschenkt, und alles war genau nach seinen Angaben verfertigt. Die feinen Glieder der Kette bildeten Fragezeichen. Um das Zifferblatt liefen im Kranz kleine Perlen, durch die sich ein blaues Emailband mit goldenen Sternchen schlang. Diese wiederholten sich auf dem blauen Grunde der Rückseite. „Wie hat der Großvater das alles gemeint?“ fragte Heinrich oft, wenn seine Hände mit der langen Kette spielten. „Er gab sie mir an unserm Hochzeitstag drüben im Gartenhaus,“ sagte die Großmutter, und ein sonniges Lächeln glitt über die alten Züge. „Er sagte: Eine Uhr will ich dir darum schenken, weil die Zeit, die sie dir angiebt, unser gemeinsames Leben umschließt wird. Jedes Leben wird aus Glück und Leid

Februar

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen, Regenbogen am Abend, den Hirten labend. — Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen verbündet, Wind vom Steigen der Sonn' uns gut Wetter verkündet. — Der Nebel, wenn er steigend sich erhebt, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dichte Abendnebel beugen öfters für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Wellend der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm und klar. — Winternebel bringt Tau bei Ostwind, bei Westwind treibt er weg das Geseite. — Des Sturmbefels Gewalt macht's Wetter rau und kalt.



28 Tage.

Neumond den 1. nachm.
9 U. 13 M. Bringt Sonnenschein. — Unsichtbare Sonnenfinsternis.
Erstes Viertel den 9. nachm.
8 U. 25 M. Angenehm. Wetter.
Vollmond den 17. vorm.
11 U. 11 M. Bringt feuchte Witterung.
Letztes Viertel den 24. vorm.
4 U. 44 M. Milde Luft.

gewoben; darum dürfen hier nicht die Perlen fehlen, welche Thränen bedeuten; aber alles Leid weist nach den Sternen, die uns immer wieder Hoffnung ins Herz scheinen, und in allen Fragen des Lebens sollen wir nach den Sternen schauen. Das bedeuten die Fragezeichen der Kette. Noch eins fügte er hinzu: Frage dich jeden Abend, wenn du deine Uhr aufsiehst, was dir der Tag an Freud und Leid gebracht hat, und ob du jede Minute so verwendet hast, wie es vor Gott und Menschen recht ist. — Du kannst es noch nicht verstehen, mein kleiner Heinz," sagte die Großmutter, wenn das Kind seine blauen Augen so fragend zu ihr aufschlug. „Aber du wirst es später lernen und selbst erleben.“ Dann zeigte sie ihm lächelnd die kleine goldene Kapsel, die unten an der Kette hing, sie enthielt ein feines Lödchen. „Deine ersten Haare, Heinrich," sagte die Großmutter und strich sanft über seinen braunen Scheitel. Als die Großmutter gestorben war, fand sich, daß sie die Uhr Heinrich vermacht hatte. In dem abgegriffenen Kästchen von rotem Sammet lag ein Zettel, darauf waren mit zitternder Hand die Worte geschrieben, welche der Großvater am Hochzeitmorgen gesagt hatte; darunter stand: „Meinem lieben Enkel Heinrich, mit dem Wunsch, daß sie ihm viele glückliche Stunden bringe, von seiner alten treuen Großmutter.“

Heinrich war tief bewegt, als er das Kleinod der Großmutter in Händen hielt. Er ließ die goldene Kette durch die Finger gleiten und dachte daran, wie sie auf dem schwarzen Kleid der Großmutter gelegen hatte. Alle seine Erinnerungen an sie waren mit der Uhr verknüpft. Er stellte das rote Kästchen auf seinen Schreibpult. Ost, wenn er über seinen Schularbeiten saß, blickte er darauf, und wenn er abends den Uhrschlüssel drehte, dachte er an die Worte der Großmutter: „Frage dich, ob du jede Minute so ausgenutzt hast, wie es vor Gott und Menschen recht ist.“ Seit dem Tod der alten Mätin saß Heinrich viel in Tede Korfs Werkstatt. Er sah dem Alten gerne bei der Arbeit zu und lauschte seinen Erzählungen; das beste aber war, daß er mit ihm von der Großmutter sprechen konnte.

Nur wenn Elisabeths helles Kleid hinter den Gartenbüschen schimmerte, hielt es ihn nicht lange drinnen. Bald sprang er auf; Tede Korf sah ihm kopfschüttelnd nach. Elisabeth wurde immer wilder und eigensinniger; sie hatte niemand, der ihr stürmisches Herz zur Ruhe sprach, seit die Großmutter fehlte.

Jahre vergingen. Nachdem Heinrich seine Gymnasiumsahre hinter sich hatte, bezog er die Universität, um Doktor zu werden. Er arbeitete mit äußerstem Fleiß und kehrte nach beendeter Studienzeit stolz in die Heimat zurück. Er hatte sein Dokorexamen gemacht. Wie freute er sich, seine Freunde wiederzusehen, vor allem Tede Korf. Aber tief im Herzen lebte noch ein Gedanke: der Gedanke an Elisabeth. Nicht lange, so standen sie wieder im Garten, der immer wilder geworden war. Die roten Rosen blühten, und der Zelängerjelleber duftete süß. Elisabeth hatte sich in voller Schönheit entfaltet. Sie stand unter dem Blütenzweibüsch, selbst wie eine Rose, denn ihr Antlitz erglühte tief, als Heinrich ihr seine Liebe gestand. Mit heißen, leidenschaftlichen Worten gelobte sie sich ihm an. Da zog er etwas hervor, das rote abgegriffene Kästchen, und nahm die Uhr der Großmutter heraus. Er legte die goldene Kette um ihren Hals; sie erbebt, wie sie die feinen Glieder so kalt fühlte. „Elisabeth," sprach er, „es ist das Beste, was ich habe. Meine liebsten Erinnerungen sind mit der Uhr verknüpft. Ich möchte, daß du sie immer trägst.“ Er bemerkte nicht, daß ein leiser verächtlicher Zug um ihren Mund spielte. Tede Korf sah ihnen nach, wie sie Arm in Arm dem Hause zuschritten. Sein Blick war sehr ernst.

— „Die Uhr geht nicht, Meister Korf, das Werk ist uralte; ich glaube, man wird sie nicht zurechtmachen können.“ Tede nahm Elisabeths Eigentum vorsichtig aus ihren weißen Händen. Prüfend untersuchte er das Werk, dann sprach er ruhig: „Da kann ich nichts machen, Fräulein Elisabeth, denn es ist alles in Ordnung. Jede Uhr muß sich an den Herzschlag des Menschen gewöhnen, der sie trägt; und dann will eine Uhr sorgfältig behandelt sein — ja, sehr sorgfältig.“ — er blickte zärtlich auf sein einstiges Kunstwerk.

März

Viel und langer Schnee; viel Heu, aber mager Korn und eide Geyen. — Viel Schnee, den uns der Feuz entfernte, löst zurück uns reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Se drei Tage Sonn und ein Tag Regen gleicht aus in Richtung und Höhe den Segen. — Mag der Rand nicht aus dem Spornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüten, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht gememmen. — Stellen Blätter an den Gaden sehen vor Mai sich ein, gedeiht im Lan. Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirschen gut, auch Regen im Blühen dann was Rechtes thut.



31 Tage.

Neumond den 3. nachm.
0 U. 56 M. Raubes Wetter.
Erstes Viertel den 11. nachm.
4 U. 28 M. Regen und Wind.
Vollmond den 18. nachm.
10 U. 28 M. Veränderlich.
Letztes Viertel den 25. nachm.
1 U. 0 M. Stürmische Witterung.

„Ich habe aber keine Lust, das zu thun; mir gefällt sie nicht. Ich möchte gern eine neumodische Uhr haben mit meinem Namenszug darauf, und eine kurze Kette mit Quaste. Könnst Zhr mir dazu nicht verhelfen?“

Tide Korfs Augen wetterleuchteten. „Nein, Fräulein Elisabeth,“ sprach er, „ich habe keine neumodischen Uhren.“

„Ich will diese aber nicht tragen,“ stieß das Mädchen heftig hervor.

Das war zuviel für den Alten, er rief zornig: „Wenn Sie die Uhr der seligen Nätin nicht tragen wollen, lassen Sie das Kleinod hier; ich werde es selbst dem Herrn Heinrich zurückgeben.“

Heinrich trat plötzlich zwischen die beiden. „Was geht hier vor?“ rief er. „Ist etwas nicht in Ordnung mit der alten Uhr?“

Ein heftiger Wortwechsel folgte. Heinrich und Elisabeth traten in den Garten, Tide Korf sah sie dort lange stehen. Dann slog Elisabeth dem Hause zu, man hörte eine Thür heftig schlagen. Heinrich ging erst viel später zurück, als es dunkel geworden war, schweren müden Schrittes.

Am andern Morgen stand er früh reisefertig vor Tide Korf. „Es ist aus zwischen meiner Braut und mir,“ sprach er düster, „ich gehe fort von hier, in eine Stadt, wo ich sie nicht zu sehen brauche.“

„Und was wird aus der Uhr?“ sprach Tide Korf.

Heinrich nahm das Kleinod, lange hielt er's in Händen. „Die gehört ihr,“ sprach er traurig. „Bewahre du sie, mein alter Freund. Sagte nicht die Großmutter, daß Thränenperlen von goldenen Hoffnungssternen durchwoben sind!“

— Elisabeth kam nicht in Tide Korfs Werkstatt seit jenem dunkeln Tage, aber er sah sie oft vorüberstreiten und beobachtete sie. Es fiel ihm auf, daß man nie mehr ihr helles Lachen hörte. Sie wurde immer stiller und eruster. Einmal am Sonntagabend sah er sie einen Kranz Jellängezelleber und rote Rosen auf das Grab der alten Nätin legen; aber sie bog schen in einen Seitenweg, als sie seiner ansichtig wurde. — Ein Jahr nach Heinrichs Fortgehen starb ihr

Vater an einer bösen Krankheit, die unter den alten Leuten im Städtchen wütete. Auch Tide wurde davon ergriffen, aber er erholte sich langsam. Als er zum erstenmale wieder arbeitete, trat Elisabeth plötzlich ein. Sie sah blaß und traurig aus. Herzlich gab sie dem Alten die Hand und fragte, wie es ihm gehe. „Kann ich Euch nicht etwas bringen zur Stärkung?“ bat sie. „Zhr seht so müde aus.“

„Nein, Fräulein Elisabeth, ich habe, was ich brauche. Aber fragen möcht' ich, ob ich Ihnen die Uhr wiedergeben soll, die Sie damals bei mir ließen. Ich könnte plötzlich sterben, und ich möchte nicht, daß sie in fremde Hände kommt.“

„Ich habe mein Recht darauf verloren,“ sagte sie, und ihre Thränen fielen wie Perlen zur Erde. Tide holte das Kleinod hervor und legte es in ihre zitternden Hände. Sie blickte zärtlich nach der kleinen Kapsel mit dem braunen Haarlöckchen. „Ach wenn ich doch nicht so heftig und eigenwillig gewesen wäre,“ klagte sie, „dadurch verlor ich all mein Glück. Zhr könnt wohl Uhren zurechtbringen, Meister Korf, aber nicht einem armen Herzen helfen.“

Tide schwieg lange. Endlich sprach er: „Wollen Sie nicht an Heinrich schreiben? Ich weiß, wo er ist, ich könnte Ihnen den Brief besorgen. In einem Uhrwerk muß alles klar und rein sein, und wenn etwas zwischen zwei Menschen ist, muß man es forträumen, damit die Herzen wieder richtig gehen. Zwischen Ihnen und Heinrich ist es nicht klar geworden seit jenem Abend.“

„Ich will schreiben,“ sagte sie fest. „Aber die Uhr behaltet noch; ich kann sie nur tragen, wenn Heinrich sie mir wiedergiebt.“

Raum eine Woche später saßen zwei glückliche Menschen im kleinen Garten. Heinrich legte wie damals die goldene Kette um Elisabeths Hals. „Ich bin nicht wert, sie zu tragen,“ sprach sie leise. Tide Korf stand in seiner Thür und lächelte; er sagte: „Aus Glück und Leid wird der Menschen Leben gewoben; wir müssen nur in der Thränenzeit nach den Sternen der Hoffnung schauen.“

April

Halten Birt' und Weib' ihr Wisfellaub
lange, ist zeit'ger Winter und gut Frühjahr
im Gange. — Viel Buchnüsse und Eichen,
dann wird euch der Winter nicht schmeicheln. —
An schönen Herbst und gelinden Winter
glaubt, werden die Bäume schon im September
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-
vember hinein, wird strenger Winter kein
kurzer sein. — Wenn am Schledorn vor
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der
Reggen vor Jafobi empfängt. — Um Heu
und Korn wird schlimmer es sehn, je später
wir Mäuten am Schledorn sehn. — Viel
Hopsen, viel Korn, viel Speiß' und Trant
und Gott dem Herrn verberrelen Dank!



30 Tage.

Neumond den 2. vorm.
5 U. 24 M. Bringt rauhe Tage.
Erstes Viertel den 10. vorm.
9 U. 27 M. Sonnenschein.
Vollmond den 17. vorm.
7 U. 25 M. Beständige
Witterung.
Letztes Viertel den 23. nachm.
10 U. 48 M. Trüber Himmel.

Kätzfel.

1. Warum tragen die Hanauer Bauern rote Westen?
2. Warum hat Adam in den Apfel gebissen?
3. Welcher Unterschied besteht zwischen einem Glöckner und dem Henker?
4. Es regnet niemals zwei Tage hintereinander. Warum nicht?
5. Wie kann man einen Sattel zwischen zwei Esel bringen und darauf reiten?
6. Wo wächst der beste Wein?
7. In Lippe-Deimold schreit im April kein Kuckuck vormittags. Warum nicht?
8. Wo kommt im Frühling der Storch her?
9. Wer ist ein Eisenfresser?
10. Wer spricht alle Sprachen und hat doch keine gelernt?
11. Warum trägt man beim Angriff die Fahne vor dem Bataillon her?
12. Warum sieht man beim Trinken ins Glas hinein?
13. Wie ist der erste Floh über den Rhein gekommen?
14. Wie kann man einem kranken Manen auf die Beine helfen?
15. Was thun die Fürsten von Reuß?
16. Was kann kein Mensch erzählen?
17. Wie tragen sieben Hämmer die Schwänze?
18. Welches Wasser kann man in einem Sieb tragen?
19. Was ist das Beste am Kalbskopf?
20. In meinem Geldbeutel sind nur zwanzig Pfg. Und doch hab' ich mehr drin als der reichste Kaufmann in Hamburg. Wie reimt sich das?
21. Was liegt genau mitten in Basel.
22. Warum ruft der Nachtwächter: Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen?
23. Wer ist Bräutigam und Brant zugleich?

(Auflösung Seite 35.)

Sein' angeboreni Galanderie.

Aus'm Häffner Häffner vun Mannem seine Erinnerungge)
Humoreske in Pfälzer Mundart von
Ludwig Stark.

Nix uff der ganze liebe Herrgottswelt kann
mich mehr fuxe un aus'm Heiß'l bringe, als
wann ich for mein' gudi Absicht, annere zu helpe
un zu nixe, e schiefes Maul gemacht krieh odder
gar Grobheide soll einschdecke misse. Ich bin e
aarig guber Keel un han' e Herz wie Gold; ich
kann for annere 's greschde Dopper bringe, —
wann's ohne Unföschde g'sche kann, — ich meen,

ich kann mein' eegeni Bekwemlichkeit im Stuch
losse, wann annere d'rmit gebient is. Ich bin
ewe keener vun denne, wo alsefort die Worscht
noch'm Schinke schmeiße un sich saache: wann ich
eem heit en G'falle dhu, dann dhut er mir
morsche zwee d'rfor, odder wie's Schbrichwort seggt:
„Was du heint willst, daß ich dir dhu,
Das sieg' mir morsche doppelt zu!“

Neen, ich bin e Mann noch 'm Herze Gottes
un dhu Gutes aus Krijschde- un Nächstdelieb'!
Seit ich mein' G'schäft nit mehr bedreib' —
Sie misse wisse: ich bin, eh ich mich als Barde-
killeh zur Weiseriewe- un Kardoffelverdilgung be-
lehrt habb', in meine arweitsfrohe Daage e Häffner
g'weßt und habb' mich norr uff de Dreck ver-
schdanne —, seit ich also, will ich saache, nix
Besseres mehr zu dhun habb', haww' ich mich
vum Dreck uffg'schwunge un habb' mich uff die so-
genannt „Galanderie“ verlegt. Des is jo bekannlich
nix weider als die ins Hehere gedriwwe G'felligkeit,
die ich jo anwer, wie ich schon g'saacht habb', als
mein' zweddi Nadur bedrachde derf, — sie is die
Heeslichkeit em scheene G'schlecht wissawie. Die
Galanderie hot ihr Wieg' gar nit weit ewech
schdehn' g'hatt vun der Zärtlichkeit, die n'r an-
wer vun mir nit mehr recht verlange kann, bei
mei'm groe Kobb un vun dere ich nadierlich aach
in Bezug vun wege meiner nit redde will, —
obschunn ich — — no, ich will nix saache — —!

Also uff die sogenannt Galanderie haww' ich
mich verlegt, — ich bedreib' se sozusache als Schbort
un bemieh' mich, se iwveral rauszuhente, wo m'r
norr entfernt d'rmit e Ehr' uffhewe kann. Na-
dierlich, m'r muß doch aach sein Schdeckeperd'l
hawwe, sunscht wist' m'r jo nit, for was m'r
noch uff der Welt wär! D'r een' schbiel'd Darock,
d'r annere kschelt, reit't, fahrt Dräfsir, schielt,
schodbert mi'm Gheboge odder schdokht mit d'r
Zung' an, — weil's eso Mode is, un so weider,
— ich bin galand zu mei'm Brisatvergnieche! Wo
anwer kann eener leichder zeiche, daß er en ge-
bild'ter Mann is, der wo weß, was er em scheene
un schwache G'schlecht schuldig is, — als do wo
alle Leit: vornehm un gering, groß, kleen, alt,
jung, dick, dinn, scheen odder wieschd, z'samme

Mai

31 Tage.

Lassen die Frösche sich hören mit Knarren
wilt du nicht lange auf Regen harren. —
Wenn der Frostsich im Fenz tief im Wasser
war, auf trockenen Sommer deutet das; liegt
er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der
Sommer besonders naß. — Wenn Johannis-
würmchen schön leuchten und glänzen, kommt
Wetter zur Luft und im Freien zu Längen;
verblüht sich das Tierchen bis Johanni und
weiter, wird's Wetter einswellen nicht warm
und nicht heiter. — Wenn Spinnen fleißig
weben im Freien, läßt sich dauernd schön We-
ter prophezen; weben sie nicht, wird's Wetter
sich weiten, geschieht's bei Regen, wird kalt
er enten.



Neumond den 1. nachm.
9 U. 46 M. Bedeckter Himmel.
Erstes Viertel den 9. nachm.
10 U. 37 M. Angenehme Tage.
Vollmond den 16. nachm.
2 U. 55 M. Veränderliches
Wetter.
Letztes Viertel den 23. vorm.
10 U. 35 M. Heitert auf.
Neumond den 31. nachm.
1 U. 26 M. Bringt Gewitter.

kumme, — in der Perdbahn? Do kenne die Gäsich
selbe enanner, keener weß ganz genau, wenn er
vor sich hot un ob er'n je emol widder zu G'sicht
kriecht, — und do is ewe mein' Hauptoperations-
feld, wo ich mein' Passionsbucherd: heestlich un
galand zu sein, uff die unverfänglichlicht unmei-
niglicht Art ausiewe kann.

Also, wie ich saach: ich bedreib' die Galanderie
sozusaahe als Schbort un „ohne Ansehen der
Person.“ Mir is 's alleens, wem gegeniwoer ich
heestlich un zuvorkommend bin. Dann eme scheene
junge Mäd'l, wann se in 'n vollg'schdobbde Wache
kummt un sich verlege un bittend umguckt mit
so zwoe Resjäägelschern, so 'ere lieve, herzige Krott
Blas mache, des is jo weiders keen Kunschd un
's bringt's am End' e jeder z'samme, wann'r nit
g'rad bei de Eisbäre uffgewachse is. Odder wann
eem sein' Borg'ezeder kummt mit seiner Fraa,
odder gar am End' jemand, wo bei eem ein-
laafe odder schaffe losse dhut, — do geww' ich
nix d'rfor, wann eener uffrumbelt un mit 'ere
meeglichlicht schwungvolle Handbewegung seggt:
„Bitte, sehe Se Zhne, d'r Blas is schun waarem!“
— Awwer aach wann z. B. jemand kummt, der
wo die Wegschdeier nimmer recht z'sammebringt,
odder so e alt's schnornwid's Weiwel, dere ihr
Knoche sich fäschdgar selwer nimmer draache kenne
un noch 'n Henkeltorb odder so was d'zru 'rum-
schlebbe misse, do is, wie g'saacht, inweral 's Uff-
schdehn keen Verdienst. Appeweier!*) Unner
ganz annere Umschdänd' bring' ich's ferbig, de Leit'
zu zeiche, was Bildung heest.

Wisse Se, ich muß Zhne awwer aach noch saache
— awwer norr ganz unner'm Siechel der Ver-
schwicheheit —, ich leg's eechendlich d'ruff ab,
heestlich un zuvorkommend sein zu kenne. Nemlich
jo: ich set' mich jedesmol, wann ich in die Perd-
bahn schdeig' un en Blas leer sinn', hin und
waart', bis ich Geleechheit kriech, jemand annere
sthe zu losse. Un nit norr des, — wann ich en
Perdbahnwache seth', wo noch nit ganz voll is, —
do schdeig' ich ein un fahr' irbelienig wohin,

*) Appeweier = scherzhafte Umgestaltung von „ah
bewahre.“

wann ich d'r aach gar nix do zu suche habb'; 's
werd schun jemand kumme, den' ich, dem b' mit
dei'm waarme Bläsl e Freed machsch. Un mehr-
schdendehls kummt's aach so! Was mein' Freund
sin, wo des wisse, die hawwe m'r aach schun alle
meegliche dumme Schbitzname gewwe, z. B. Res-
servlechnam odder Wämbudell un was weef ich,
noch! Awwer was liegt mir do d'ran — ich ver-
kutschier' jo mein' Geld — un's Galandsein is
jetz halt emol mein' Poind'omehr!

Jetz heere Se awwer, wie m'r 's neilich gange
is! Ich sitz' do widder emol mit'm lengschde Will-
jett, wo m'r in Mannem uff der Perdbahn nemme
kann, un fahr' vum Niedbahnhof in der Necker-
vorschadt inw'er die Neckerbrück', dorch ganz
Mannem dorch, dann dorch de Schloßgaarde,
inw'er die Rheinbrück', wo die Zwerrtheiner Meedle
wann se uff Mannem heiradhe, gewöhnlich ihr
Geld verliere, — dann dorch ganz Lumbe — bar-
don: Ludwigshaffe an de Pälzerbahnhof drinwe.
Do, wie m'r g'rad an d'r Kreuzung beim Parade-
platz sin, welzt sich so e dick Madamm miehlich
rein un schwißt wie'n Bräzbeder. Ich saach'
Zhne, e Baanwollballe vum Rheinbasse is e
Dhrebeuschl odder e Zahnschdocher an Schankheit
d'rgege gewest, — 's war d'r reene fleeschworrene
Wollebruch; zwoe so, un 's Volk Israel wär'
in der Wieschde uff zehn Johr' verbroschdiert ge-
west un hätt' sein' Manna norr zum Zuschtige knaw-
wene brauche. Sie guckt sich ganz hilflos un droschd-
verlosse un, — alles war b'setzt, — un nit eener
Seel' wär's eing'falle, wegen dere Fettkuggel uff-
zuschdehn. Des war jetz mein' Fall un ich
saach zu mir: „Alderle, jehert feiert dein' Nächschde-
lieb' en Driumpf, zeich dich in deiner ganze Glori!“

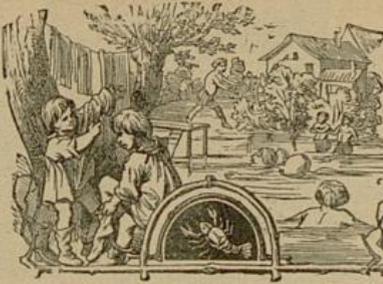
Ich also nix wie uff un saach so vor mich hin,
— awwer so, das' 's e jedes hot heere kenne: „No,“
saach ich, „viel heestliche Leit' giebt's g'rad nit in
Mannem!“

Der Wollebruch nicht zuschdimmend mit sei'm
Fettklumpe uff de Achsle, — fulgo Kopp geneunt,
un belohnt mein' ritterliches Bedraache mit 'eme
sanfde Uffschlaach vum ihre herschledderne Nach-
bedelschern.

Ich awwer will nadierlich b'scheide dhun, wie m'r

Juni

Eine Eßter allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Eßterpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Graamüd, eh' treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Steigt die Kerche hoch, singt lange hoch oben, habi bald ihr das lieblichste Wetter zu leben. — Der Mittag des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichts verdecken an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als naß, bringt gut Naß dem Winterfaß. — Hat Mercurius am Regen Besagen, will er ihn auch in die Ernte jagen.



30 Tage.

Erstes Viertel den 8. vorm.
8 U. 3 M. Bewirkt Regen.
Vollmond den 14. nachm.
10 U. 2 M. Unbeständig.
Letztes Viertel den 22. vorm.
0 U. 24 M. Windige Luft.
Neumond den 30. vorm.
3 U. 55 M. Gewitterhaft.

des esjo macht, wann'r vun sei'm eechene Wert
inwerzeicht is, un fahr' wieder: „Mit g'rad', daß
ich b'unders heeslich wär' — im Gegebehl —“

Mein Schutzbedürftige brummelt — widder
mit 'eme freindliche Nachruesschlaach — e kleeni
Gegebemerkung, awwer ich redd' fort: „Neen,
neen, im Gegebehl, ich weech es, ich kann aach
ung'howwelt un grob sein wie 'n unglasierter
Blummescherwe, — gröwwer kann ich Ihne sein,
als m'r oft lieb is — awwer nirdeschdowniger —
jo e dicki, fetti, aldi Person schdehn sehe, des
bring' ich meiner Lebbaach nit inwers Herz!“

Die Fraa gukt mich ganz verschrocke an un
die annere lache heemlich, — ich weech gar nit
warum? Ich awwer nit faul, seh' mein' An-
schbroch fort un saach: „Wisse Se, Madamm,
saach ich, „ich habb' aach so e dicki Fraa d'rheem,
nit so fett g'rad wie Sie sin, awwer dick genuch,
daß se eem leed dhun kann, wann se for ihr
Schwermut keen geichendi Unnerlag' find'; des
kenne Se m'r glaawe!“

Jez hädde Se awwer sehe solke, wie der „Koloß
vun Glowus“ uffg'fahre is vun dem Bläsl, in
des 'r sich noch nit emol recht 'reingewiehl't g'hatt
hot, — m'r hätt' ere so e Firigkeit gar nit zu-
draue solle!

„Seze Sie sich nur widder hin,“ seggt se ganz
wiedhig un beleidigt, „ich brauch' Ihne Ihr'n Blak
nit!“

„No, norr ruhig Blut, Andonie, m'r redd' mi'-
nanner!“ gewo' ich zur Gegerebb', so gelosse wie
meeglich, — „wege meiner bräuchde Se nit uff-
zuschdehn, dann wann mein' Fraa', here Sie in
Bunkto Fill' un Ibbigkeit noch lang, wie m'r
seggt, e Dubblee vorgewwe kennte, in so 'ere innere
Gemiedhsbewegung uffschdehn un in de Zug
'naus uff die Blattform gehe dhät', — die dhät'
umfalle un wär' vun sich! Wisse Se, e Rundung
hot se owwe un unne, — nit so aarig wie Sie, aw-
wer doch aarig genug, weech d'r Deiwel!“ —

„Sei'n Se schdill un halde Se Ihren Mund!“
dobt do des uffgeregte Fettmeer, un nimmt m'r
mein' wohlgemeent Wort vum Maul, daß ich ganz
verdaddert war vun so 'ere Undankbarkeit.

„Schdill soll ich sein?“ so fass' ich mich indesse

glei widder, — „ja warum dann? Ich meen's doch
gut mit Ihne, ich bedaur' Ihne jo norr!“

„Des is es ewe! Ich dan' for so e zweifel-
hasdi Heeslichkeit, wie Sie se do an de Daach lege,
— Sie Flechel — Sie! Ausschdeige will ich!“

So hot se gekrische. Un g'schnauft hot se d'zu
wie d'r Blossbalg im „Sigsfried“. Un halde loht
se — un ausschdeige dhut se — nix wie naus,
nix wie bleede mit Schade!

Un die Leit' hawwe widder gelacht un g'sacht:
„Des hätt' ich famos gemacht!“

„Famos gemacht!“ Wie eensfädig! In mein'
Eck' haww' ich mich 'neingedrickt un geärgert haww'
ich mich inwer de Mensche ihr 'n Unverschdand un
ihr bodelost Undankbarkeit.

Des is m'r awwer allcens, — dessentwege bleim'
ich doch bis an mein' End' bei meiner ange-
borene Galanderei!

Antworten auf die Rätsel.

1. Damit sie nicht an den Leib frieren.
2. Weil er kein Messer hatte.
3. Der Glöckner zieht abwärts, der Henker aufwärts.
4. Weil immer eine Nacht zwischen zwei Tagen liegt.
5. Setze dich auf einen Sattel, der auf einem Efel liegt.
6. Nirgends, denn es wachsen kloß Trauben.
7. Weil er „Kuckuck“ schreit, nicht „vormittags.“
8. Daher, wohin sein Schwanz deutet.
9. Der Rost.
10. Das Echo.
11. Weil sie nicht selber laufen kann.
12. Sätze man im Glas, so würde man hinaussehen.
13. Rot.
14. Man nimmt ihm sein Pferd, so muß er laufen.
15. Sie teilen sich in zwei Linien.
16. Seinen Tod.
17. Ungleich.
18. Gefrorenes.
19. Das Kalb.
20. Der Kaufmann in Hamburg hat in meinem Bentel nichts.
21. Das „f“.
22. Weil die Frauen sich doch nichts sagen lassen und auch nicht hören.
23. Ein Bierbrauer, welcher verlobt ist.

Juli

31 Tage.

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht schätze, sie nützen der Luft und dem Lande. — Werkt, daß heran Gewitter zieh', schnappt auf der Weid' nach Luft das Vieh; auch wenn's die Nasen aufwärts streckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Sieht Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. — Sommers Höhenrauch in Menge ist Vorbote von großer Winterstrenge. — Sind abends über Bief' und Fluß Nebel zu schauen, wird die Lust schön anhaltend Wetter brauen. — Staubregen wird guter Pöte sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



Erstes Viertel den 7. nachm.
 2 U. 32 M. Sonnenschein.
 Vollmond den 14. vorm.
 5 U. 52 M. Beständiges Wetter.
 Letstes Viertel den 21. nachm.
 4 U. 8 M. Bringt Gewitter.
 Neumond den 29. nachm.
 4 U. 58 M. Regnerisch. —
 Unsichtbare Sonnenfinsternis.



Wail auf mir, du dunkles Auge
 Ueb' deine ganze Macht,
 Ernste milde träumerische,
 Unergründlich süße Nacht!
 Nimm mit deinem Laubrdunkel
 Diese Welt von hinnen mir,
 Dafs du über meinem Leben
 Einsam schwebest hin und her.

Nicolaus Lenau.



Nicolaus Lenau ist der Dichtername für Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau. Der Dichter wurde am 13. August 1802 zu Gfatsad, einem Dorfe bei Temesvar in Ungarn, geboren. Seine Schulstudien machte er meist in Pest und bezog 1819 die Universität Wien. 1822 gab er das Studium auf, um Landwirt zu werden, kehrte aber zu ihm zurück und vertauschte 1826 in Wien die Rechte mit der Medizin, ohne es jedoch zum Doktor zu bringen. In den Besitz eines mäßigen Vermögens gelangt, begab er sich 1831 nach Stuttgart, um seine Gedichte herauszugeben, und trat den schwäbischen Dichtern sehr nahe. Von Heidelberg aus, wo er promovieren wollte, reiste er dann nach den Vereinigten Staaten, die er durchwanderte; da er sich von dem amerikanischen Leben abgestoßen fühlte, kehrte er nach Europa zurück und lebte seitdem abwechselnd in Wien und Stuttgart, war aber auch viel auf der Wanderschaft. 1844 verlobte er sich mit Marie Behrend aus Frankfurt a. M., doch noch in demselben Jahre brach der Wahnsinn bei ihm aus. Er starb am 22. August 1850 in der Irrenheilanstalt Oberdöbling bei Wien. — Lenaus melancholische Poesie hat stets zahlreiche Freunde gefunden;

unter den österreichischen Lyrikern ist er auch sicherlich der erste. Größere Dichtungen von ihm sind: Faust, Sabonarola, die Albigenfer, Don Juan.

August

31 Tage.

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er sorget gern fürs längste Gras. — It's in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weich. — Im August Wind aus Nord sagt Unbeständigkeit fort. — Meltau im August ist sehr ungesund, ungereinigt Obst bring nicht in den Mund. — Wenn der Kuckuck lange nach Jobanni schreit, so ruhet er die teure Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus schön, ist guter Herbst vorauszuahn. — Schön Wetter zu Mariä Himmelfahrt verkündet Wein von bester Art. — Wenn großblumig wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde Sturmeswind, so ist Zülfille uns gelind.



Erstes Viertel den 5. nachm.
7 U. 25 M. Regen und Wind.
Vollmond den 12. nachm.
3 U. 23 M. Stürmischeres
Wetter.
Letztes Viertel den 20. vorm.
9 U. 29 M. Sonnenschein.
Neumond den 28. vorm.
4 U. 29 M. Schön und
beständig.

Deutsche Lyrik. *)

Nikolaus Lenau.

Schilfkieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden!
Quill, o Thräne, still hervor!
Traurig säufeln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein süßes, tiefes Leiden
Strahlst du, ferne, hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
Teich, wo ist dein Sternenlicht?

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnisvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken ziehn,
O wie schwül und bang
Alle Winde fliehn!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu sehn
Und dein langes Haar
Frei im Sturme wehn!

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weißt des Mondes holder Glanz,
fledend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein süßes Nachtgebet.

Liebesfrühling.

Ich sah den Lenz einmal,
Erwacht im schönsten Thal;
Ich sah der Liebe Licht
Im schönsten Angesicht.

Und wandl' ich nun allein
Im Frühling durch den Hain,
Erscheint aus jedem Strauch
Ihr Angesicht mir auch.

Und seh' ich sie am Ort,
Wo längst der Frühling fort,
So spricht ein Lenz und schallt
Um ihre süße Gestalt.

*) Aus dem bei Moritz Schauenburg in Lehr erschienenen Werk „Aus tiefer Seele. Eine Blütenlese deutscher Lyrik. Herausgegeben von Adolf Bartels. Mit 30 Dichterbildnissen von Erdmann Wagner.“ Preis elegant gebunden 3 Mark.

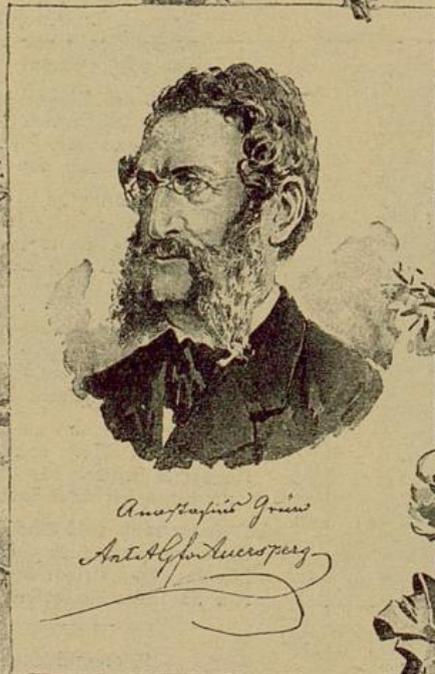
September

30 Tage.

September-Gewitter sind Verkünder von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel nach Michaels noch hier, haben bis Weihnachten Lind Wetter vor. — In vielem Herbstesnebel sch' ein Zeichen von viel Wintersehne. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Gichtleber der Galle zu breit, vorn spitz, nimmt harter Winter lanag Zeit in Besitz. — Blau Jakobus weiße Wolken in die Höh', flud's Winterblüten zu vielem Sehne. — Jakobus in sonnenheller Gestalt macht uns die Weihnacht kalt.



- Erstes Viertel den 4. vorm. 0 U. 13 M. Trüber Himmel.
- Vollmond den 11. vorm. 3 U. 12 M. Regnerisches Wetter.
- Letztes Viertel den 19. vorm. 3 U. 51 M. Heitert auf.
- Neumond den 26. nachm. 2 U. 47 M. Beständig.



Anastasio Grün
Anton Alexander Auerberg

Anastasio Grün ist der Dichtername für Anton Alexander Graf Auerberg. Er wurde am 11. April 1806 in Laibach geboren, kam, zum Militär bestimmt, 1813 auf das Theresianum in Wien, dann 1815 auf die Ingenieurakademie, wandte sich aber nach dem Tode seines Vaters freien, philosophischen und juristischen Studien zu, denen er in Graz und Wien oblag. Als Dichter bekannt wurde er 1830 durch die „Blätter der Liebe“ und seinen Romanzenkranz „Der letzte Ritter“, Kaiser Maximilian behandelnd. Die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ (1831) mit ihrer freizeithlichen Satire machten ihn berühmt. In demselben Jahre verließ Graf Auerberg Wien, um seine Güter Gurkfeld und Thurn am Hart zu bewirtschaften, unternahm dann später große Reisen und verheiratete sich 1839. 1848 gehörte er dem Frankfurter Parlamente an, seit 1860 nahm er auch an dem politischen Leben seiner Heimat teil und vertrat mannhaft das Deutschtum. 1868 wurde er zum Präsidenten der Delegierten des Reichsrats erwählt. Er starb in Graz am 12. Sept. 1876. — Grün's Ruhm beruht in der Hauptsache auf der freizeithlichen Gesinnung seiner Werke. Sein bedeutendstes Werk ist wohl „Schutt“, 1836, großartige Dichtungen philosophisch-geschichtlichen Inhalts. Auch als Volkslieder-sammler ist Grün bekannt.

auf der freizeithlichen Gesinnung seiner Werke. Sein bedeutendstes Werk ist wohl „Schutt“, 1836, großartige Dichtungen philosophisch-geschichtlichen Inhalts. Auch als Volkslieder-sammler ist Grün bekannt.

Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind selten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei wetterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der kündigt nur wohl der Wäherer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schmutz, vor strengem Winter kündigt er Schutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Wetteräder bedacht.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 3. vorm.
- 6 U. 32 M. Bedeckt.
- Vollmond den 10. nachm.
- 5 U. 42 M. Unfreundlich.
- Letztes Viertel den 18. nachm.
- 10 U. 9 M. Aufheiternd.
- Neumond den 26. vorm.
- 0 U. 28 M. Rasse Witterung.

Anastasiuß Grün.

Mannesthränen.

Mädchen, sahst du jüngst mich weinen? —
Sieh, des Weibes Thräne fließt
Wie der klare Tau vom Himmel,
Den er auf die Blumen gießt.

Ob die trübe Nacht ihn weinet,
Lächelnd ihn der Morgen bringt,
Stets nur labt der Tau die Blume
Und sie hebt ihr Haupt verjüngt.

Doch es gleicht des Mannes Thräne
Edelm Harz aus Ostens Flur,
Tief ins Herz des Baums verschlossen,
Quillt's freiwillig selten nur.

Schneiden mußt du in die Rinde
Bis zum Kern des Marks hinein,
Und das edle Naß entträufelt
Dann so golden, hell und rein.

Bald zwar mag der Born versiegen,
Und der Baum grünt fort und freibt,
Und er grüßt noch manchen Frühling,
Doch der Schnitt, die Wunde — bleibt.

Denke, Mädchen, jenes Baumes
Auf des Ostens fernen Höhen;
Denke, Mädchen, auch des Mannes,
Den du weinen einst gesehn.

Meerfahrt.

Wie so rein des Himmels Bläue
Über meinem Haupte glänzt,
Fest und licht wie ew'ge Treue,
Wandellos und unbegrenzt!

Gleich dem ew'gen Frieden schimmert
Ruhig, klar und grün das Meer;
Wie die heil'ge Liebe stimmert
Hell die Sonne drüber her.

Frei und leicht auf freien Wogen
Zog das Schiff die ebne Bahn,
Stolz die weißen Segel flogen
Wie der Freiheit Siegesfahn'.

Sonne, Meer und Himmelsbläue,
Nichts ums Schiff sonst ringsumher!
Liebe, Freiheit, Fried' und Treue!
Ei, was willst du denn noch mehr? —

Ach, wenn nur der Wind vom Lande
Mir ein grünes Blatt allein,
Eine Blüte nur vom Strande
Wehte in das Schiff herein!

Winterabend.

Eisblumen, starr, krystallen an den Scheiben,
Wie ein Gehege vor der Sturmnacht Tosen,
Sie flüstern mir, indes sie flimmer säuben:
Wir sind die Geister jener Frühlingstosen!

Schneeflocken, wirbelnd hin mit weißem Glanze!
Es pochen leis' ans Fenster die versprühten,
Mir lispelnd flüchtig im Vorübertanze:
Wir sind die Geister duft'ger Frühlingblüten!

Gefühle steigen auf in meiner Seele,
Wie beim Verklingen ferner Sterbegelächts,
Die bange Wehmutsenfer meiner Kehle
Und reiche Thränen meinem Aug' entlocken;

Sie aber singen sanft mir ins Gemüte:
Wir sind die sel'gen Geister deiner Lieben,
Mit denen du durchwallt des Frühlings Blüte,
Auf deren Grab nun diese Flocken sieben!

Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 zu Detmold geboren und besuchte dort das Gymnasium. Da sein Vater nicht die Mittel besaß, ihn studieren zu lassen, ward er Kaufmann, lernte zu Soest und kam dann in ein Bankgeschäft zu Amsterdam. Inzwischen hatte er sich autodidaktisch tüchtig fortgebildet, namentlich Sprachen gelernt, und war auch bereits mit Gedichten in Zeitschriften hervorgetreten. Seit 1837 in Varmen, trat er 1838 mit seinen „Gedichten“ hervor und hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Nun gab er seine kaufmännische Thätigkeit auf und lebte zu Unkel a. Rhein, dann seit seiner Verheirathung (1841) in Darmstadt

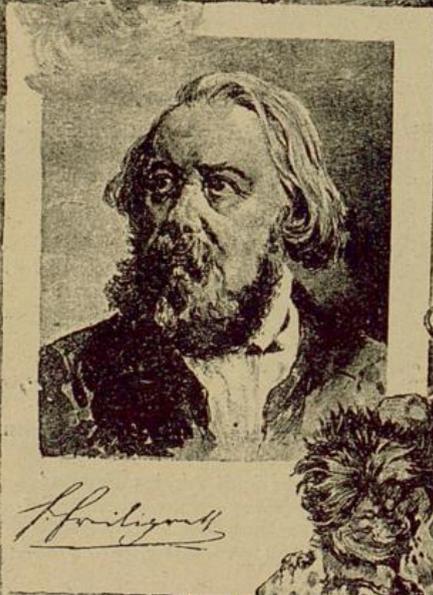
November

Allerheiligen bringt Sommer für alle Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreter. — Allerheiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. — Sankt Martin weiß nichts mehr von heiß. — Schafft Katharina vor Frost sich Schutz, so walet man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Höh'. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heil'ge Christ will 'ne Fiebrücke haben, seht sie, wird selbst er damit sich begaben.



30 Tage.

Erstes Viertel den 1. nachm.
3 U. 37 M. Bringt Regen.
Vollmond den 9. vorm.
10 U. 50 M. Unfreundliches Wetter.
Letztes Viertel den 17. nachm.
3 U. 2 M. Sonnenschein.
Neumond den 24. vorm.
10 U. 20 M. Hell und kalt.



Freiligrath

S. Wagner

ganz der Poesie. Friedrich Wilhelm IV. gab ihm ein Jahrgehalt, und der Dichter zog nun nach St. Goar. Dort wußte Hoffmann v. Fallersleben Einfluß auf ihn zu gewinnen, Freiligrath ward politischer Dichter („Mein Glaubensbekenntnis“) und verzichtete auf das Jahrgehalt. Dortan hielt er sich in Preußen nicht mehr für sicher, ging erst nach Belgien, dann in die Schweiz, darauf nach London, wo er eine kaufmännische Stellung fand. 1848 war er wieder in Deutschland, wurde wegen des Gedichts „Die Toten an die Lebenden“ verhaftet, aber freigesprochen und ging 1851 nach London zurück. 1867 verlor er dort seine Stellung, kehrte nun, durch eine Amnestie und einen „Nationalbank“ sichergestellt, nach Deutschland zurück und lebte in Cannstatt bei Stuttgart. Er schrieb 1870 die beiden schönsten Kriegsgedichte: „Hurra, Germania!“ und die „Trompete von Gravelotte“ und starb am 18. März 1876. — Freiligrath war in seinen früheren Poesien stark von dem Franzosen Viktor Hugo beeinflusst, ist aber doch einer unserer besten Dichter, namentlich durch die malerische Kraft seiner Verse ausgezeichnet.

Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.
Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß
schon, was die Ernte bringt. — Hans düngte
seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist
er knecht. — Wer gute Ernte machen will,
der düngt, pflügt und gräbt viel. — Robt
läßt die Laube in den Bach, ein Dummkopf
nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele
vom Ackerbau, sie gehören aufammen wie Mann
und Frau. — Gutes Vieh, gute Stren, reich-
lich Futter giebt fetten Mist, reiche Ernten,
viel Milch, Käse und Butter.



31 Tage.

- Erstes Viertel den 1. vorm.
- 4 U. 15 M. Regenwetter.
- Vollmond den 9. vorm.
- 5 U. 55 M. Windig und rauh.
- Letztes Viertel den 17. vorm.
- 5 U. 22 M. Schneefall.
- Neumond den 23. nachm.
- 8 U. 55 M. Trübe Witterung.
- Erstes Viertel den 30. vorm.
- 8 U. 27 M. Bringt Schnee.

Ferdinand Freiligrath.

Ruhe in der Geliebten.

So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruhn in trunkner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!

Laß es mich öffnen nur dem Schimmer,
Der deines wunderbar erhellet;
In dem ich raste nun für immer,
O du, mein Leben, meine Welt!
Laß es mich öffnen nur der Thräne,
Die brennend heiß sich ihm entringt;
Die hell und lustig, eh' ich's wähne,
Durch die geschlossene Wimper springt!

So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut,
Ich habe dich, das ist die Fülle!
Ich habe dich, mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Urkraft Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Atemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied.

Und jeder ist für mich ein Leben!
Ha, so zu rasten Tag für Tag!
Zu lauschen so mit sel'gem Beben
Auf unsrer Herzen Wechfelschlag!
In unsrer Liebe Nacht versunken
Sind wir entflohn aus Welt und Zeit:
Wir ruhn und träumen, wir sind trunken
In seliger Verschollenheit.

Der Liebe Dauer.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und Sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein andres Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu ihm, was du kannst, zu lieb,
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt;
O Gott, es war nicht böse gemeint, —
Der andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergieh, daß ich gekränkt dich hab',
O Gott, es war nicht böse gemeint!

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst:
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: ich vergab dir längst.

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Des Hinkenden Voten Standrede über die Nährstoffe.



Am Herrentische im Löwen zu Die-

tlichhausen herrschte gehobene Stimmung; der Frau Löwenwirtin hatte der Postbote einen Brief vom Hinkenden aus Lahr gebracht.

Zu dem Briefe, der viele schöne Grüße an die ganze Tischgesellschaft enthielt, teilte der Hinkende mit, daß er nach langer Zeit wieder einmal eine Stand-

rede im Löwen zu halten gedente und zwar diesmal nicht über den Himmel und die Sterne, sondern über etwas sehr Irdisches, über die Nährstoffe.

Diese frohe Botschaft wurde von der ganzen Tischgesellschaft mit ungeteilter Freude aufgenommen, und namentlich schien Doktor Peter, der Barbier, Oberwasser zu haben.

„Endlich doch wieder eine Gelegenheit, wo man zeigen kann, daß man mehr wie Brot essen kann; man hat ja hier sonst gar keine geistige Anregung,“ — der Bürgermeister und der Ratsschreiber stießen sich heimlich an und lächelten, aber Peter fuhr unbeirrt fort: „Höchstens einmal eine kleine Amputation oder Sektion,“ — „Amputation oder Sektion,“ verbesserte der Lehrer — „sonst fehlt auch jede Beschäftigung mit der Anatomie.“

„Aber, Peter,“ nahm der Lehrer das Wort, „der Hinkende will auch gar nicht über Anatomie sprechen,

sondern über die Nährstoffe, das ist das Gebiet der Chemiker“ — „und der Gastwirte,“ gestattete sich der Löwenwirt zu bemerken.

„Das ist gleichviel,“ sagte der Doktor, „ob Anatomie oder Chemie; ich habe mich mit der Chemie gar viel befaßt müssen, denn ich habe, wie Ihr wißt, den alten Bunsen in Heidelberg rasirt, und der hat mir oft gesagt, daß an mir ein Chemiker verloren gegangen ist.“

Man ließ den Doktor reden, und jetzt nahm die Löwenwirtin, unsere wohlbekannte Frau Martin, das Wort: „Ich weiß bloß nicht, was der Hinkende mit den Nährstoffen will, er wird doch nicht unsere Küche schlecht machen wollen.“

Eben ging die Thür auf, der Hinkende trat ein, er hatte die letzten Worte noch gehört: „Nein, gewiß nicht, Frau Martin,“ hub er gleich darauf an, „und zum Beweise dafür stellt mir sofort ein Paar Leberwürste auf den Herd, sie brauchen nicht zu klein zu sein, denn ich habe einen Varenhunger.“

„Aber nun guten Abend, ihr Freunde, 's ist lange her, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Gute Schuld, Hinkender,“ riefen alle unisono, „warum kommt Ihr auch gar so selten; wir können schon wieder einmal eine Standrede vertragen, haben lang genug Zeit gehabt, über die letzte nachzudenken.“

„Kinder,“ erwiderte der Hinkende, „wenn man jetzt in den neunziger Jahren, wo das Jahrhundert bald von uns Abschied nimmt, wieder einmal dem kranken Mann in Konstantinopel den Puls fühlen muß, gerade wie vor 20 Jahren, wenn man Engländern und Russen auf die ländergierigen Finger sehen muß, dann vergeht einem manchmal die Lust zu Standreden; aber, was sehe ich, das Herrentische

ist freilich vollzählig, aber der Kazentisch hat seine Physiognomie vollkommen verändert, wo ist denn der Steffe-Marie, wo ist denn der Hans und die Gretel?“

„Der Steffe-Marie ist gestorben,“ erwiderte die Löwenwirtin und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, „den letzten Winter haben sie ihn hinausgetragen, und der Hans hat von einem alten Oheim ein kleines Bauerngütchen geerbt und hat vor vier



Wenn man wieder einmal dem kranken Mann den Puls fühlen muß.

Wochen die Gretel geheiratet.“ — „Da werden die beiden wohl zur Zeit gern auf meine Standrede verzichten,“ meinte der Hinkende.

Für Hans und Gretel hatte sich indessen vollwertiger Ersatz gefunden; am Kazentische saßen der neue Hausknecht Kaspar und die Magd Kiese; auch diese beiden waren nach altem Brauch zur Stand-

rede zugezogen worden; der Hinkende stetzte auf sie zu, um sie zu begrüßen, worauf die Liese, so gut sie konnte, einen Knix machte, der Kaspar aber über und über rot wurde und sich im übrigen ganz schweigsam verhielt.

„Also, Hinkender,“ begann der Bürgermeister, „Ihr wollt uns heute erzählen, was man essen und trinken muß, damit's gut anschlägt.“

„Nun,“ erwiderte der Hinkende, „bei Euch hat's ja auch ohne Standrede angeschlagen, Ihr habt Euch, seit ich Euch nicht gesehen, ein hübsches Bändlein zugelegt; und auch Euch, Frau Löwenwirtin, will ich nicht in den Küchenzeitel reden oder in den Kochtopf gucken; sondern ich will Euch erzählen, so weit es meine Kenntnisse gestatten, was die Gelehrten, die Chemiker, über die Bestandteile unserer Nahrungsmittel herausgebracht haben, wie sie in unserem Körper wirken und sich ihm anpassen, und wie die Mutter Natur dafür sorgt, daß sie vorderhand nicht ausgehen.“

„Sie werden doch nicht!“ rief fast erschreckt die Löwenwirtin.

„Nein, gute Frau Martin, bis zur nächsten Standrede hält's noch vor und vielleicht noch ein wenig darüber hinaus.“

„Wir alle,“ hub der Hinkende an, „leben von gemischter, tierischer und pflanzlicher Nahrung; wir verschmähen weder ein gut gebratenes Stück Fleisch noch auch den gehörigen Teller voll Gemüse dazu, und Leberklöße mit Spätzle gehören sogar zu den Leibspeisen des Herrn Peter, soviel ich mich erinnere.“

Peter nickte bestätigend. „Aber die Vegetarianer?“ schaltete er ein.

„Gewiß, die Vegetarianer oder Vegetarier, wie man auch sagt; Ihr wißt, daß es in den Städten absonderliche Käuze giebt, die alle Fleischnahrung verschmähen und nur von Kartoffeln und Gemüse leben; einer hat sich sogar einmal als der beste Läufer gezeigt; als sie einen sogenannten Distanzmarß von Berlin nach Wien unternahmen, war der Pflanzenmensch immer voran; seine fleischessenden Kameraden trabten im Schweiße ihres Angesichts hinterher.“

„Also soll man gar das Fleischessen aufstecken und auch so ein Vegetarier werden,“ fragte mit erstauntem Gesicht die Frau Löwenwirtin.

„Das habe ich gar nicht gesagt, Frau Martin, und ist auch gar nicht meine Meinung, wie Ihr an den Leberwürsten sehen könnt, die eben vor mir stehen, und ich bin keiner von denen, die Wasser predigen und Wein trinken, wie manche meiner Herren geheimen Gönnner. Nein, das Beispiel von dem Schnell-

läufer kann keineswegs genügen, um die rein pflanzliche Kost zu empfehlen; man könnte selbstverständlich noch mehr Beispiele anführen, die für die gemischte Kost sprechen. Warum eine solche einseitige pflanzliche Ernährung auch gar nicht zu empfehlen ist, werdet Ihr später selbst sehen aus den Thatsachen, die ich Euch anführen werde.

„Also der Mensch lebt im allgemeinen von gemischter Nahrung, von Tieren und Pflanzen.“

„Die Tiere, die er verzehrt, sind nun allerdings meistens reine Pflanzenfresser, richtige Vegetarianer, so das Rind, die Geiß, das Schwein, auch das Pferd. Auch diesen werden ja jetzt vielfach seine treuen Dienste mit der Abschächtung vergolten; in großen Städten giebt es schon Mehger, die sich nur noch mit dem Schlachten von Rössen beschäftigen; es ist ein billiges Fleisch und soll gar nicht übel schmecken; ich weiß aber, was ich mir für mein Teil vorziehe,“ sagte der Hinkende und schnitt sich ein Stück von der wohlriechenden Leberwurst ab, die vor ihm auf dem Teller lag.



Seine fleischessenden Kameraden trabten im Schweiße ihres Angesichts hinterher.

„Nun giebt es allerdings unter den Tieren, die wir genießen, auch einige, die neben ihrer Pflanzkost auch hie und da ein anderes kleines Tierlein verschmausen, wenn's ihnen gerade in den Weg läuft wie unser Federvieh; auch die Fische gehören dazu, die freisen sogar ihesgleichen, namentlich die Hechte.

„Aber die Tiere, die auf besagte Weise gefressen werden, z. B. die Würmer und Maden, die die Hühner gern picken, nähren sich doch von Pflanzkost, und so führt schließlich der Ursprung aller Nahrung auf die Pflanze zurück.“

„Also muß doch die Pflanze schon alle diejenigen Bestandteile enthalten, die zur Erhaltung des Lebens für Mensch und Tier notwendig sind. Wenn wir also erkannt haben, was in den Pflanzen und besonders in den Nährpflanzen die immer wiederkehrenden Bestandteile sind, so haben wir damit die einzelnen Nährstoffe gefunden, deren auch der Mensch bedarf.“

„Einer der Hauptbestandteile aller Pflanzen ist nun unstreitig das Wasser; ja es ist vielleicht der vornehmste Bestandteil derselben; Ihr müßt's mir nicht übel nehmen, Ratschreiber,“ sagte der Hinkende mit einem Blick auf dessen rote Nase, „denn auch der 99er enthält so gut Wasser wie jeder andere Wein.“

„Da muß ich doch protestieren,“ rief der Löwenwirt etwas erregt — wenn er zornig war, gebrachte er hie und da ein Fremdwort — „meine Weine sind ungetauft!“

„Nicht doch,“ sagte der Hinkende lachend, „ich habe auch gar nicht behauptet, daß Ihr Wasser dazu

geschüttet habt; ich weiß, daß das glücklicherweise bei Euch nicht Mode ist; aber der Saft, der die Kelter verläßt, besteht doch natürlich zum allergrößten Teil aus Wasser, denn die Beere enthält über 90 Prozent davon, und die Bestandteile, die nachher in Gärung übergehen, und diejenigen, die ihm sein feines Aroma erteilen, — des Löwenwirts Gesicht erhellte sich zusehend — „sind gewaltig in der Minderheit. Alle Pflanzen enthalten also Wasser und außer der Weintraube auch noch viele andere als weitaus größten Bestandteil, so die Gurken, die Kürbisse, der Spargel.“

„Vom Wasser aber kann man nicht leben, nicht wahr, Kaspar?“

Kaspar nickte zustimmend, die erste Anknüpfung näherer Beziehungen zwischen ihm und dem Hinkenden.

„Wir müssen die Pflanzen schon noch auf andere wertvollere Bestandteile untersuchen, wenn wir wissen wollen, wie es mit ihnen bestellt ist. Ein richtiges Weizen- oder Roggenkorn ist zunächst in einer Hülle von holzartigem Stoff eingeschlossen, diese Hülle trägt nichts zur Ernährung bei und der Müller weiß sie zu entfernen, wenn er das Korn mahlt.“

„Unter der Hülle aber da sitzt's.“

„Da kommen zunächst — nehmen wir einmal den Weizen — dunkel gefärbte klebrige Bestandteile. Diese sind sehr nährstoffhaltig. Und zwar enthalten sie besonders die wichtigste Klasse von allen Nährstoffen, es ist das eine Reihe von Körpern, die man Eiweißstoffe nennt.“

„Was hat denn der Weizen mit den Eiern zu thun?“ fragte die Löwenwirtin.

„Nun, Frau Martin,“ belehrte sie der Hinkende, „einer der Körper, der zu den Eiweißstoffen gehört, ist eben im Weizen gemengt mit Fett und Wasser in großer Menge enthalten und das Eiweiß hat dieser Klasse von Körpern den Namen gegeben. Sie sind aber nicht nur im Ei, sondern in sehr großen Mengen im Fleisch und in allen nährenden Früchten enthalten; und die Eiweißkörper sind überhaupt die allerwichtigsten von den Nährstoffen; wo diese fehlen, da kann von einem Nahrungsmittel gar nicht mehr die Rede sein.“

„Nun sind natürlich die Chemiker, die ja alles wissen wollen, auch diesen Eiweißstoffen zu Leibe gegangen und haben sie untersucht, und da haben sie denn gefunden . . . nun Herr Lehrer, Ihr könnt mich ein wenig ablösen und die Eiweißstoffe erklären, ich will ein bißchen verschmausen.“

„Die Eiweißstoffe,“ hub der Lehrer an, „bestehen aus Kohlenstoff oder Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Der Stickstoff ist derjenige Bestandteil, der sie von den andern Nährstoffen, den Fetten und Kohlehydraten, unterscheidet. Von diesen letztern wird Euch der Hinkende gewiß noch heute abend erzählen.“

„Aber, Hinkender,“ unterbrach hier Doktor Peter den Lehrer, „sagt Ihr denn da gar nichts dagegen? In Heidelberg hat man zur Zeit, als ich dort studierte, — „rafierte,“ warf der Ratschreiber ein — „hat man angenommen, daß Stickstoff und Sauerstoff in

der Luft sind und gar noch Kohlenstoff; Ihr werdet uns doch nicht weis machen wollen, daß wir alle von Luft leben und höchstens einmal ein Stücklein Kohle dazu; das ist ja zum Lachen,“ und Peter schlug ein schallendes Gelächter an.

„Nun, Lehrer,“ sagte der Hinkende, „laßt Euch nicht stören und belehrt den Peter; nur, Ihr habt ja angefangen.“

„Gewiß besteht die Luft aus Stickstoff und Sauerstoff,“ antwortete der Lehrer, „das hat man nicht nur in Heidelberg zu Eurer Zeit geglaubt, das weiß man in der ganzen Welt, aber wenn die chemischen Grundstoffe, das sind die Stoffe, die man nicht mehr in andere zerlegen kann, und dazu gehören auch Kohle, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, wenn diese Grundstoffe zu chemischen Verbindungen zusammen-treten, so ist diese Vereinigung so eng, die kleinsten Teilchen vermählen sich miteinander, kann man sagen, daß eben Verbindungen zustandekommen, die mit den Grundstoffen, die in ihnen enthalten sind, gar keine Ähnlichkeit mehr haben, und die zahlreichen Verbindungen, die sich aus den nämlichen Grundstoffen bilden können, z. B. aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, sind von den mannigfaltigsten und verschiedensten Eigenschaften.“

„Aus den eben genannten vier Grundstoffen allein bilden sich viele Tausende verschiedener Verbindungen, die teils nur für den Chemiker von Fach Wert haben, teils aber auch in der Heilkunde und vielen Gewerben die nützlichste Verwendung finden.“

„Viele solcher Verbindungen sind künstlich dargestellt worden, viele kommen in der Natur vor und sind von den Chemikern der Natur nachgemacht worden, so das Krapprot, das sogenannte Mizarin, mit dem die Franzosen ihre roten Hosen färben; viele andere aber sind nur in der Natur vorhanden, und es ist den Chemikern nicht gelungen, sie künstlich herzustellen, und zu diesen letzteren gehören auch die Eiweißstoffe, von denen der Hinkende Euch erzählt hat.“

„Also, man kann diese Körper nicht erhalten, indem man einfach Kohle mit Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff mischt?“ fragte der Bürgermeister.

„Nein,“ erwiderte der Hinkende, indem er den Faden wieder aufnahm, „die chemischen Verbindungen entstehen nicht in so einfacher Weise; es giebt der Methoden gar viele und schwierige, die die Chemiker zum Aufbau ihrer Verbindungen anwenden, und sie grübeln täglich über neue nach. Das Eiweiß aber haben sie noch nicht herausgebracht, und das ist vielleicht ganz gut, denn daß unsere Nahrungsmittel gar künstlich in chemischen Fabriken hergestellt werden, davor behüte uns Gott.“

„Ei gewiß behüte er uns,“ rief da der Hansfrieder, „dann würden wir Bauern ja überflüssig und könnten allesamt Fabrikarbeiter werden!“

„Ganz richtig,“ fuhr der Hinkende fort, „obwohl manchen Schwärmegeistern diese Zustände als Ideal vorschweben, so dem französischen Chemiker Berthelot, der im vorigen Jahre sogar Minister des Auswärtigen in Frankreich wurde. Der meinte, in künftiger Zeit

werde es gelungen sein, das Eiweiß künstlich herzustellen, und dann würden alle Nahrungsmittel in Fabriken gemacht; der Ackerbau würde verschwinden und statt gründer Felder würde es nur noch rauchende Fabrikschloten geben. Das aber würde erst das wahre Paradies sein."

"Das glaubt ihm der Teufel!" rief der Hansfrieder unwirksam und erregt.

"Das gäbe einen guten Landwirtschaftsminister für Deutschland, der Berthold," meinte der Barbier witzig.

"Berthelot," verbesserte der Hinkende und fuhr fort: "Nun, vorläufig ist an die künstliche Herstellung des Eiweißes eben noch nicht zu denken, und wenn das selbst möglich wird, so kommt noch außer der Geschmacksfrage vor allem die Preisfrage."

"Seht einmal, Ihr braucht Euch vor der Prophezeiung des Berthelot noch nicht zu sehr zu fürchten. Ich werde es euch vorrechnen."

"Mageres Rindfleisch z. B. kostet heutzutage ungefähr 1.20 Mark das Kilo."

"Ja, es sind teure Zeiten," seufzte die Löwenwirtin.

"— und enthält ungefähr 20 Prozent Eiweißkörper, man hat also für eine Mark und zwanzig Pfennige 200 Gramm Eiweiß ohne die Fette u. s. w."

"Wenn man den Preis für diese abrechnet, so kommt also danach das Kilo Eiweiß auf ungefähr 5 Mark. Das Pflanzeneiweiß ist noch bedeutend billiger. Es müßte also notwendig die

Chemie, wenn sie das Eiweiß darstellt, diese Preise noch unterbieten, und ob hierzu eine ersfindliche Methode einfach genug wäre, ist sehr fraglich."

"Also vorläufig keine Besorgnis!"

"Wir müssen uns aber jetzt nach den andern nährenden Bestandteilen des Getreides umsehen; wir haben mit dem Eiweiß schon genug Zeit gebraucht."

Geht man also weiter in das Innere des Weizenkornes, so wird es weißer, dort sitzt das feine Mehl, woraus die weißen Becken gebacken werden, und dieses weiße Mehl ist zum größten Teil Stärke. Die Stärke aber kommt vielfach in den Nährpflanzen vor, so bildet sie in der Kartoffel neben dem Wasser, von dem die Kartoffel 70 bis 75 Prozent enthält, den Hauptbestandteil; ebenso enthält der Reis große Mengen Stärke; andere Pflanzen enthalten aber anstatt der Stärke verschiedene Arten von Zucker, so die Zuckerrüben, aus denen er ja auch dargestellt wird."

"Nebenbei gesagt ist der Aufschwung der deutschen

Zuckerindustrie mit in erster Linie dem ersten Napoleon zu verdanken. Durch seine Kontinentalsperre hat er den englischen Kolonien die Einfuhr nach Europa abgeschlossen, so daß man nach Mitteln und Wegen suchte, sich vom Zuckerrohr unabhängig zu machen."

"Nun kommt wieder ein wenig Gelehrsamkeit. Gebt acht: die Körperklasse, zu der Stärke und Zucker gehören, nennt man die Kohlehydrate. Warum? Das wird Euch der Herr Lehrer, der auch sein redlich Teil Chemie auf dem Seminar erlernt hat, gewiß gern auseinandersetzen."

Der Lehrer fühlte sich etwas geschmeichelt, trank dem Hinkenden zu und hub an: "Kohlehydrate sind chemische Verbindungen aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff; der Stickstoff fehlt ihnen; das Wort Hydrat kommt aus dem griechischen Hydor, das Wasser, her, weil nämlich diese Körper neben der Kohle den Wasserstoff und Sauerstoff genau in den-

selben Verhältnissen enthalten, in denen diese beiden Grundstoffe das Wasser bilden, oder im Vielfachen dieses Verhältnisses. Wasser ist nämlich eine chemische Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, und man kann sich beide Luftarten daraus darstellen, indem man den elektrischen Strom durch das Wasser leitet."

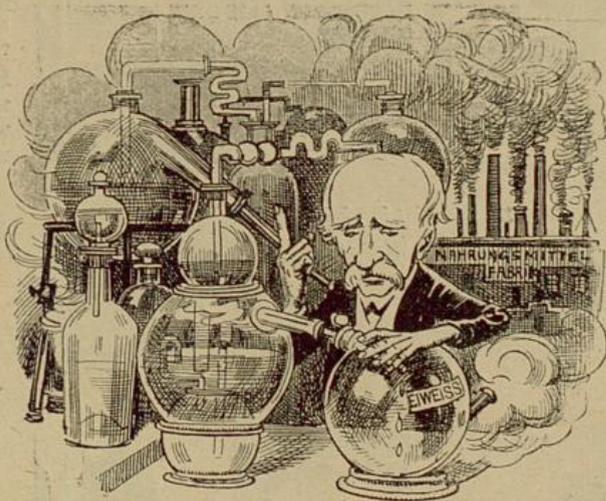
Von den Kohlehydraten sind einige schon von den Chemikern künstlich dargestellt worden, aber nicht die wichtigsten, nicht die Stärke und

nicht der gewöhnliche Zucker.

"Auch die Weintraube enthält Zucker und zwar den sogenannten Traubenzucker, aus dem sich durch Gärung der Alkohol, das Feuer des Weines, entwickelt."

"Manchmal aber wird das Feuer zusammen mit dem Wasser im Keller in den Wein hineingegärt," witzelte der Barbier.

"Nun, diese Kohlehydrate," fuhr der Hinkende jetzt fort, "sind eben ein Hauptbestandteil der Nährpflanzen, gegen die der Gehalt an Eiweißstoffen stark zurücktritt. Umgekehrt ist es im Fleisch. Hier bilden die Eiweißstoffe die Hauptsache und die Kohlehydrate treten zurück. Darum muß man, wenn man sich von reiner Pflanzenkost ernähren will, viel größere Mengen an Nahrungsmitteln in sich aufnehmen, als wenn man von gemischter Kost lebt; man muß dann ferner die großen Wassermengen in Kauf nehmen, die die Pflanze enthält, namentlich die Kartoffel, und zu bedauern sind die Armen, bei denen die Kartoffel



Berthelot meinte, in künftiger Zeit werde es gelungen sein, das Eiweiß künstlich herzustellen.

und immer wieder die Kartoffel das Hauptgericht bildet am Mittag und am Abend. Im Gefolge der Kartoffel kommt dann der Fusel, den macht man ja auch aus der Kartoffel, der muß dann die matten Glieder für eine Weile wieder anregen.

„Außerdem kommt bei der reinen Pflanzenkost in Betracht, daß die Stärkekörner in Hüllen eingeschlossen sind, die aus hartem Holzstoff, der Cellulose, bestehen; das reibt sich an den Magen- und Darmwänden, ein schwacher Magen kann's auf die Dauer gar nicht aushalten. Und darum haben die Vegetarier nicht recht: Fleisch und Pflanzenkost gemischt, in dem einen fast nur Eiweiß und Fette, in der anderen ganz vorwiegend Kohlehydrate, das muß dem Körper bekommen.

„Und das alles hat der einfache Mensch ohne viel Chemie auch durch seinen bloßen Instinkt herausbekommen, zum Beispiel die Frau Löwenwirtin. Wenn ich mir bei ihr einen saftigen Rindsbraten bestelle, so wird sie mir schon ein paar Röstkartoffeln mitbringen, ich brauche es ihr nicht erst extra zu sagen; sie wird mir auch den Brotkorb vor die Nase setzen, weil sie weiß, so gehört sich's, und sie wird sich gewiß freuen, gehört zu haben, daß die gelehrten Herren durch vieles Arbeiten und Kopferbrechen das schließlich auch als richtig erkannt haben.

„Dun giebt es aber noch eine Körperklasse, die zu den Nährstoffen gehört, das sind die Fette; diese sind wieder hauptsächlich im Fleisch enthalten, in der Pflanze auch, aber nicht in so großer Menge, auch sind die Pflanzenfette von etwas anderer Zusammensetzung.

„Übrigens auch die Fette bestehen aus Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff wie die Kohlehydrate, und da seht Ihr, wie recht Euer Lehrer hatte, als er Euch sagte, daß aus denselben Grundstoffen ganz verschiedene Körper zusammengesetzt sein können.“

„Hinkender,“ unterbrach jetzt die Löwenwirtin den Vortrag, „nichts für ungut, aber ich kann's doch nicht recht glauben, daß in unserem schönen Fleisch schwarze Kohle stecken soll, die ist doch zum Heizen da.“ „Frau Martin,“ antwortete der Hinkende, „Ihr seid gewiß eine gute Köchin, und Euch brennt so leicht nichts an; aber denkt Euch, die Liese steht an der Bratpfanne, und Ihr habt gerade ein recht gutes Mittagbrot für Eure Gäste in Vorbereitung, die Liese aber schwagt und das Fleisch brennt an, wie färbt sich da der Braten?“

„Schwarz,“ antwortete die Löwenwirtin. „Und nun, da der Braten schon einmal hin ist, laßt Ihr ihn mit Willen noch ein wenig weiter verbrennen, wenn's auch nicht gut riecht, dann habt Ihr die richtige Kohle, die sich an der Oberfläche

des Bratens absetzt, und Ihr könnt auch damit heizen. „Alles, was man organische Materie nennt, also sagen wir einmal alles, was wächst und lebt, enthält Kohle als ersten Grundstoff; man braucht's bloß anzuzünden, dann wird Kohle daraus, z. B. das Holz, und diese Kohle kann doch nicht von außen zugeflogen sein, sie muß darin gesteckt haben.“

Die Frau Martin erklärte sich befriedigt, nur die Liese meinte, der Hinkende könne unbesorgt sein, das käme bei ihr nicht vor, daß der Braten anbrennt. „Es war auch nicht so gemeint,“ erwiderte dieser, „es war nur so eine Annahme der Wissenschaft halber.“ Mit dieser Erklärung war nun auch die Liese vollauf befriedigt.

Der Hinkende fuhr nun fort: „Wir müssen nun aber unserem Weizenkorn oder welche Pflanze Ihr sonst dafür nehmen wollt, noch weiter zu Leibe gehen, denn noch steckt manches darin, was auch zur richtigen Ernährung gehört.“

„Um diese Stoffe zu erhalten, müssen wir unser



Im Gefolge der Kartoffel kommt dann der Fusel.



Die Liese aber schwagt und das Fleisch brennt an.

Weizenkorn, oder nehmen wir, damit es besser schaffst, lieber gleich einen ganzen Haufen Weizenkörner, verbrennen.

„Wir machen also ein Feuer darunter an und ruhen nicht eher, bis auch das letzte Stückchen Kohle verbrannt ist. Dann bleibt uns, wie Ihr schon wißt, die Asche zurück, die nicht verbrennt.“

„Alle organischen Bestandteile sind fort, das Eiweiß, die Kohlehydrate, die Fette, und es bleiben nur die unverbrennlichen Bestandteile. Diese unverbrennlichen Bestandteile wollen wir nun einmal chemisch untersuchen, aber nach einer sehr einfachen Methode, wir leben einfach daran; sie schmecken salzig. Und aus Salzen besteht auch die Asche und zwar weniger aus dem gewöhnlichen Kochsalz als aus andern Salzen, namentlich aber aus der sogenannten Pottasche, die die Chemiker kohlenensaures Kali nennen. Diese Salze nennt man anorganische Körper im Gegensatz zu den organischen, welche Kohle enthalten und verbrennlich sind.“

„Da nun die Tiere von den Pflanzen leben, so enthält also auch das Fleisch und Blut der Tiere Salze, namentlich aber in den Knochen bilden sie den Hauptbestandteil.“

„Wenn wir ein Stück Fleisch verbrennen, so behalten wir ebenfalls einen unverbrennlichen Rückstand von Salzen als Asche zurück.“

„Selbstverständlich enthalten auch Fleisch und Blut des Menschen denartigen Salze, und deshalb müssen diese in seiner Nahrung enthalten sein.“

„Von der Asche unseres Blutes z. B. bildet das gewöhnliche Kochsalz, das von den Chemikern Chlor-natrium genannt wird, weil es aus Chlor und Natrium zusammengesetzt ist, allein über die Hälfte.“

„Dieses muß also unserem Körper zugeführt werden, damit das Blut seinen Gehalt an Kochsalz immer aufrecht erhalten kann. Da nun die meisten unserer Speisen von Natur nicht genügend Kochsalz enthalten, so setzen wir denselben Salz zu, manchmal auch ein bißchen zu viel, nicht wahr, Frau Löwen-wirtin? und dann giebt es saure Gesichter und salzige Vorwürfe.“

„Die Forscher wollen aber jeder Sache auf den Grund gehen, und neugierig, wie sie sind, wollten sie einmal durch den Versuch feststellen, ob man auch von Nahrungsmitteln leben könnte, die nur Eiweiß-stoffe, Kohlehydrate, Fette und Wasser, aber keine Salze enthielten.“

„Sie haben also Fütterungsversuche gemacht mit reinem Eiweiß, dann mit Eiweiß und Stärke gemischt, sie haben schließlich auch noch Fette zugegeben,

Wasser war immer dabei; das heißt, diese Versuche haben sie nicht etwa an Menschen gemacht, die hätten sich das nicht gern gefallen lassen trotz der verlockenden Aussicht, Märtyrer der Wissenschaft zu werden, aber an Tieren.“

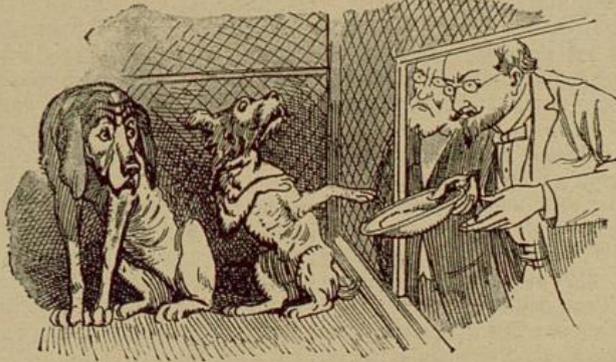
„Bei diesen Versuchen starben die so behandelten Tiere alle den Hungertod; nach wenigen Tagen war selbst der quälendste Hunger nicht mehr vermögend, diese Tiere dahin zu bringen, die vorgelegte Speise zu fressen; denn die gewonnene Erfahrung sagte den Tieren, daß die Aufnahme dieser Nahrungsstoffe für ihre Ernährung ebenso gleichgültig sei, als ob sie Steine genöffen.“

„Nun wollen wir einmal die Nährstoffe, die wir zum Leben brauchen, noch einmal aufzählen, damit wir's auch behalten, es sind fünf Klassen.“

„Peter, wißt Ihr sie noch?“

„Das Weiße!“

„Nicht das Weiße, sondern das Eiweiß, Ihr Hauptchemiker!“



Der quälendste Hunger vermochte die Tiere nicht dahin zu bringen, die vorgelegte Speise zu fressen.

„Der Kohlen-draht,“ rief der plötzlich lebhaft gewordene Kaspar.

„Die Kohlehydrate,“ verbesserte der Sinkende, „wozu Stärke und Zucker gehören, dann die Fette, die Salze und das Wasser.“

„Nun könnte ich Euch noch mancherlei von den Nährstoffen und den Nahrungsmitteln erzählen, aber es wird spät.“

„Ich will Euch

also nur noch einen Blick in das Haushaltungsbuch der Mutter Natur thun lassen, damit ihr seht, daß sie eine gute Hausfrau und Wirtschaftlerin ist, gerade wie die Frau Martin, und nichts verthut.“

„Sehen wir uns noch einmal die Pflanze an.“

„Was muß sie alles herbeischaffen, um ihre Pflicht zu thun. Erstens Wasser, dann die Salze und endlich, um das Eiweiß, die Kohlehydrate und die Fette zu bilden, noch Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Kohle.“

„Nun weiß man aber, daß die Pflanze alle diese Stoffe aus dem Boden bezieht, auf dem sie wächst, mit Ausnahme des Kohlenstoffs, den nimmt sie nicht daher.“

„Um dieses zu beweisen, hat man Pflanzen in sogen. Nährlösungen gezüchtet, die außer Wasser nichts enthielten als einige Salze, unter denen auch ein stickstoffhaltiges dabei war, zum Beispiel der Salpeter.“

„Und siehe, die Pflanzen wuchsen und gediehen auf diesem bescheidenen Boden.“

„Kohle war in den Nährlösungen nicht darin, auch keine Verbindung, die Kohle enthält; es bleibt also nur übrig, zu schließen, daß der Kohlenstoff von der Pflanze aus der Luft bezogen wird.“

„Um den aber der Pflanze zu verschaffen, dafür hat wieder Mensch und Tier zu sorgen.

„Die Tiere (wenn ich Tiere sage, so meine ich den Menschen mit, denn der Mensch ist das erste Vieh, wenn's auch manche Leute nicht glauben wollen), die Tiere also atmen Luft ein, und der Sauerstoff der Luft verbrennt einen Teil der eingenommenen Speisen; es ist dies eine langsame Verbrennung, aber Wärme entsteht auch dabei, es ist die Körperwärme; aus dem Kohlenstoff der Nahrungsmittel wird Kohlen säure, eine Luftart, welche durch Vereinigung von Kohle und Sauerstoff, durch Verbrennen von Kohle entsteht.

„Die ausgeatmete Luft ist daher ziemlich reich an Kohlen säure; sie enthält über 4 Prozent davon, während die eingeatmete Luft nur ein paar Hundertstel Prozent davon enthält.

„Dieses Abfallprodukt der Tierwelt nimmt nun die Pflanze gierig auf und verarbeitet den Kohlenstoff der Kohlen säure zu Eiweißstoffen und Kohlehydraten, zum Teil auch zu Fetten; die Pflanze kann's, die Chemiker haben's noch nicht herausbekommen.

„So ein Pflanzenleib ist ein kleines chemisches Laboratorium, wo aus den einfachsten Körpern die verwickeltesten chemischen Stoffverbindungen hergestellt werden. Nun sehen wir, welche Rolle die Pflanze in der Welt spielt.

„Wenn es keine gäbe, hätten wir natürlich nichts zu essen, aber gesetzt einmal, unser Freund und Kollege, der Planet Mars schickte uns Nahrungsmittel herüber, so könnte uns das auch nichts nützen. Wir könnten es vor lauter Kohlen säure, die keine Verwendung finden würde, nicht aushalten und müßten elendiglich im eigenen Atem ersticken.

„Nicht besser erginge es den Pflanzen, wenn keine Tiere da wären, die ihnen die Kohlen säure liefern.

„Der Chemiker Liebig hat berechnet: Wäre die ganze Oberfläche der Erde eine Wiese, von der jährlich auf ein Hektar 100 Zentner Heu geerntet werden könnten, so würde in 21 bis 22 Jahren die ganze Atmosphäre aller darin enthaltenen Kohlen säure durch die Wiesenpflanzen beraubt sein und alles Leben hätte damit ein Ende.

„Die Luft würde aufhören, für die Pflanzen fruchtbar zu sein und der Untergang des Pflanzenreiches zöge alsdann wieder unfehlbar den Untergang des Tierreiches nach sich.“

„So aber, nun habt Ihr für heute genug gehört.“

„Vielen Dank, Hinkender, kommt bald einmal wieder,“ rief der Lehrer; „vielen Dank,“ wiederholten die andern.

„Auf Wiedersehen, Frau Löwenwirtin, Gott befohlen, Herr Martin, lebt wohl, ihr Herren!“

Und damit verließ der Hinkende die gemütliche Gaststube.

Wann beginnt das 20. Jahrhundert?

So fragt wohl mancher, der das neue Jahrhundert gern erleben möchte. Der Hinkende, der mit dabei war, als das gegenwärtige geboren wurde, kann ihm darüber klaren Bescheid geben.

Es giebt zwei Arten, die Rangordnung eines Gegenstandes in einer Reihe zu bezeichnen. Die erste, zugleich die älteste, ist die Bezeichnung mit der sogenannten Ordnungszahl: der erste, der zweite u. s. w. Die zweite, neuere, zeigt den Abstand von einem Anfang an. Diese beiden Bezeichnungen geben eine um eins verschiedene Zahl, die erste beginnt die Zahlen mit 1, die zweite mit 0. So z. B. sagt nach der alten Zählungsart die Bibel, Christus sei am 3. Tage auferstanden, nachdem er am 1. gestorben war; heute würde man sagen, er sei nach 2 Tagen auferstanden. Im Kalender ist der 13. Januar als der 20. Tag nach Weihnacht bezeichnet, wobei Weihnacht selbst als 1. Tag gerechnet ist. Wir sagen heute noch nach der alten Zählungsweise, wobei der heutige Tag als erster mitgezählt wurde: in 8 Tagen, während wir nur 7 Tage meinen, nämlich ohne den heutigen. Die Zeitrechnung geschah überhaupt vor alters durchgängig mit den Ordnungszahlen, das Jahr begann mit dem 1. Tag, der Tag mit der ersten Stunde. Erst seit der Einführung der Schlaguhren kam der Gebrauch auf, die Stunde nach der zweiten Art zu zählen und also den Tag nicht mit der 1. Stunde, sondern mit 0 Uhr zu beginnen. In der Stadt Basel blieb indessen noch bis zum Jahre 1798 die alte Zählungsweise im Gebrauch, so daß ihre Uhren denen der übrigen Welt um eine Stunde vorangingen, indem es um Mitternacht eins d. h. die 1. Stunde schlug. Seit jener Zeit hat man nun in der Zeitrechnung zwei verschiedene Zählungsweisen nebeneinander, nämlich die alte bei der Bezeichnung der Monate und Tage, und die neue bei der Bezeichnung der Stunden, Minuten und Sekunden. Das Jahr beginnt mit dem ersten Januar, dagegen der Tag mit null Uhr.

Die beiden Zählungsweisen werden oft miteinander verwechselt, und daher rührt manches Mißverständnis, so auch der Streit über den Anfang eines Jahrhunderts. Die Jahrzahlen sind nämlich Ordnungszahlen nach der alten Zählungsweise. Die Bezeichnung des gegenwärtigen Jahres als Jahr 1897 ist lediglich eine abgekürzte Redeweise und bedeutet nicht: seit der Geburt Christi sind 1897 Jahre verfloßen, sondern: das Jahr ist das 1897te der Geburt Christi, das Geburtsjahr Christi als erstes oder als das Jahr 1 gerechnet. Auf lateinisch sagt man in der That: das 1897te Jahr, und im Kalender der Juden auf Seite 2 steht auch richtig: das 5657te Jahr der Welt. Demnach begreift das erste Jahrhundert die Jahre 1 bis 100, das zweite die Jahre 101 bis 200 u. s. w., das neunzehnte die Jahre 1801 bis 1900, und das zwanzigste die Jahre 1901 bis 2000. Nicht am Anfang, sondern erst am Ende des Jahres 1900 sind seit Christi Geburt 1900 Jahre verfloßen. Das Jahr 1900 gehört also noch zum 19. Jahrhundert und das 20. beginnt erst am 1. Januar 1901. Bis dahin wolle sich der geneigte Leser in Geduld fassen, wozu ihm der Hinkende gute und gesunde Tage wünscht.

H. K.